

Peter Stöger

Überlegungen zur Islamophobie und ihrem Sprachgebrauch aus pädagogisch anthropologischer Sicht (Ein Essay)

1. Das Sprichwort

Ein Onkel von mir, genauer gesagt der Cousin meiner Mama, war Heimatforscher und Sammler von Sagen. Er war Holzknecht (Shanty-Boy) und Rossknecht in Kanada ehe ihn die Wirtschaftskrise Ende der 20er Jahren nach Argentinien brachte. Zurückgekommen nach Tirol habilitierte er sich und sammelte Sagen aus dem Wipptal und dabei zitierte er gerne ein schwäbisches Sprichwort: „Selig sind, die Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen“.

Was kann der Vortrag leisten und was nicht? Ich werde mich mit der Islamophobie erstrangig unter dem Gesichtspunkt einer philosophisch orientierten Anthropologie nähern, tue dies also nicht unter politsoziologischen Vorzeichen. (So versuchte ich als Schuster bei meinen Leisten zu bleiben.)

2. Misused

Heimat ist ein fluktuierender, unscharfer Begriff. Er ist überfrachtet, verschleiert, „misused“ und bespottet, er ist verführerisch, verkitscht und politisch oft verdächtig eingespannt. Überfrachtet, weil der Begriff dann, wenn er eine Fülle vortäuscht, nur ein Vakuum kaschiert. Verschleiernd gebraucht (durch „Fülle“ wird besonders gern verschleiert), transportiert Heimat immer etwas, das gekippt ist (z.B. in Ideologie). Heimat verträgt keine Überfrachtung mit Bedeutungsversatz, auch keine Überfrachtung durch Sinnersatz.

Mit dem Gefühl der Auslieferung an opake Finanzmärkten und mit dem Gefühl des nagenden, stets erneuerten und erneuerbaren Zu-kurz-Gekommen-seins ist jedweder Manipulation, eben auch der Islamophobie, Tür und Tor geöffnet. Und dann werden vor allem einfache Lösungen geboten, die Heimat „sauber vor denen da“ zu halten. Wenn die Zu-kurz-Gekommenen auch noch als die einzigen Tüchtigen und Anständigen angesprochen sind, scheint für manche Verführer bzw. „Heimatschützer“ die Rechnung leicht aufzugehen. Daran knüpfen sich fleißig geschürte Neidstrategien.

Die Häme, in die sich Islamophobie oft kleidet, ist eine Form von aggressiver Traurigkeit. Sie kann sich süffisant oder tscheppernd, schon lange angestaut, urplötzlich entladen. Spott ist das

Lebenselixier der Leblosen.

So mancher, der seine Spottkraft (als Lebenskraft) aus der Sog- und Sinkgeschwindigkeit in ein innerseelisch schwarzes Loch bezieht, wird trotzdem froh gewesen sein, in der Schule vielleicht einen gütigen Lehrer (ein kleines Stückchen Heimat) gehabt zu haben. Spott ist die einzige verbliebene Kraft der Angsthassen.

Ein „Misused“ zeigt sich darin, den Heimatbegriff vor den eigenen politischen Karren zu spannen. Es ist interessant, festzustellen, dass die Islamophobie z.B. auch von jenen benützt wird, die ihr Christentum nur dadurch betonen, dass sie sich von MuslimInnen abgrenzen. Ihr Christentum ist nicht durch einen lebendigen Glauben, sondern nur durch einen kulturellen Habitus eingespeist und ihr „religiöses Bekenntnis“ existiert eigentlich nur in der „Ablehnung von“.

3. Heimat Sprache

So ist denn auch die Sprache „Heimat“. Das Wort kann so etwas wie Mutterland sein, wissenschaftlich, prosaisch wie religiös. Im Wort zum Wort stehen kann auch heute noch Gefängnis bedeuten; Amnesty berichtet davon.

Das kultisch heimatliche Wort transportiert die Ebben und Fluten von kollektiven Geschichten, Ummah oder communitas zu finden. Jene Gemeinschaft, die hilft, eben diese immer tiefer zu finden und, im religiösen Sinne, auf eine himmlische vorzubereiten.

Das Wort gibt dem Vokabel ein Zuhause. Verletzt aber das Vokabel diese Gastfreundschaft, kann es nicht Wort werden, ist ein Un-wort und existiert als Sog zu einem, bildlich gesprochen, „Schwarzen Loch“ hin. Ontisch gesehen, ein Entwerden. Das Wort ist entworden. In diesem Entwerden liegt ein Entwerten. Die Schönheit der Sprache, ihre Würde, ihre Melodie, ihre konstitutive Relation zum Humanum ist auf eine Fülle angelegt, demnach auf ein Werden und ein durch die Dignität und durch die Liebe gewordenen Mehr-sein an Fülle, an „to be“. Bricht diese Dignität ein, wird Sprache verdorben und verlogen und dieses ist eine Störung im Sein in Form eines Loches, als Nichtsein. Dieses Loch frisst Sprache wie Sprechenden (die islamophobische Redeweise zeigt es) und erinnert ein bisschen an den Filmklassiker „Angst essen Seele auf“ (1974).

4. Wesens-eigen?

Die verdorbene Sprache ist geöffnet für das Einbrechen von Islamophobie, geöffnet für den Einbruch oszillierender, fundamentalistischer Sprechformen.

Der Mensch indes darf sich, glückt das kommunikative Gefäß, in der Sprache entdecken und durch die Sprache findet er sich und die Anderen. Fanatisierte bzw. fanatisierende Redeweisen haben das Proprium der Sprache, die Qualität „Leben“, gekippt. Die islamophobische Sprache durch Islamfeinde von Außen, aber auch (s. Fundamentalismus) von Innen, zeigt es. Fanatisierte Sprache, Propagandasprache, Plombensprache, taktisch manipulative Sprache, sind Sprachen besagter Minderung.

So wird nochmals verständlich, wie nahe das Entwerden und das Entwerten sind. Mit Sprache ist der/die Träger/in der Sprache genuin gemeint. Die Sprache ist sein/ihr *Communiqué*. Islamophobisches Sprechen ist antlitzloses Sprechen, zielt an einem Mit-mir-Menschen vorbei. Das ist bei allen Strukturen der Lieblosigkeit so. Dem darf als Einladung Caruso gegenüberstehen: „Der Mensch muß zwar werden, aber *das, was er ist*“ (1972, 75). Also Sprache darf werden, aber das, was sie ist.

5. Die sprachliche „Vergegnung“

Die Kommunikation erweist sich letztlich immer auch als ambivalenzbehaftet.

Kommunikation birgt das Urwort „*communitas*“ (Gemeinschaft). Genau diese ist bei islamophobischer Sprechweise im Kern gestört, ja zerstört. Das Adhäsionsmittel von Gemeinschaft ist Respekt. Ist die Fähigkeit, in Solidarität zu sich zu stehen, gestört, ist die Gefahr, würdelos zu sprechen, deutlich erhöht. Zynismen und Sarkasmen weisen auf eine Splitterung im Inneren. Immer ist davon die Erinnerungskultur betroffen. Islamophobisches Sprechen darüber, dass Europa keine islamischen Wurzeln habe, deutet z.B., über den eklatanten Mangel an Bildung hinaus, auf eine Struktur an Verachtungsbereitschaft und auf ein gebrochenes Verhältnis zu einer gemeinsamen Geschichte, die nebst jüdisch-christlichen Einflüssen auch gewichtige islamische Spuren zeigt.

Die islamophobische Sprechweise bedient sich in der Darstellung des Negativen selektiver Aufmerksamkeiten, in der Darstellung des Positiven selektiver Unaufmerksamkeiten. Die Ergebnisse beider Momente fließen in eine sich selbst, aber auch andere entwürdigende Sprach- und Sprechform, die dem *Vis-a-vis* schon einmal die Sprache zu entziehen versucht, das heißt, ihm/ihr ein Dasein (Daseinsrecht) in der Nähe zum Vorurteilssprechenden wegschlägt. Redeschleifen und sprachliche Illustrationen zeigen deutlich, wie ähnlich sich Struktur- und Psychodynamiken von Islamophobie und Antisemitismus sind.

6. Die große Ausblendung

Eine Face-to-face-Kommunikation ist mit der islamophobischen Sprechweise ausgeblendet, die Verständigung geht nicht von einem Ich zu einem Du, sondern nur von einem Ich zu einem Objekt. Der ursprüngliche Ort der Sozialität ist gebrochen. Für den verlorenen Dialog hat Buber den Neologismus „Vergegnung“ gebraucht (1986, 10f). Grenzenlose „Icheinsamkeit“ (Ferdinand Ebner, 1980, 14, 19, 21, 112f., 126, 131) tut sich auf. Das Bild vom Mitmenschen ist fraktal, Grundkategorien Mensch zu sein zersprungen. Die soziale Dimension ist insofern asozial verwaltet, als innerhalb islamophobischer Rasterung von vornherein klar ist, wer die Kategorie Mit-Mensch verdient und wer nicht.

Ja es mag sogar geschehen, dass mit dem Grad der (zugesprochenen) Entfernung Mitmenschlichkeit wieder zugesprochen wird, da der Sicherheitsabstand eingehalten ist: Er, der Musilm, sie, die Muslima, sind weit genug von mir, weit genug von „meinem Vertrautgewordenen“, weit genug von homyvland entfernt. In einem Referenzrahmen, der die Kategorie Mit-mir-Mensch gerade noch, oder eben deswegen, da das Nähe-Ferne-Verhältnis von mir definitionsmächtig geklärt ist, zulässt, wird ein Quantum an Humanum wieder zulässig. Die islamophobische Redeweise versperrt jedes relationale Moment. Der Andere/ die Andere bewegt sich außerhalb einer Beziehungswürdigkeit. Dafür braucht es eine Absicherung. Die kommt durch Vorurteile. Diese Entfremdung von Menschen von sich selbst und zum anderen Menschenwesen ist in ihrer Tradition schon von den Kappadozischen Kirchenvätern, späterhin von Feuerbach, Engels und Marx, ferner von Igor Caruso und von der Frankfurter Schule (Marcuse...) nachgezeichnet worden.

7. Das beziehungslose Sprechen

Es gibt, großgemustert, zwei Gruppen islamophobischer Einspeisungen, die den Sprechenden selbst vergiften. Das eine ist der angesammelte Zorn, ja die Wut auf „die Anderen“, die mich gefährden meine Selbstverständlichkeiten verunsichern, mein Bewusstsein von mir irritieren. Ist dieser lästige Spiegel „Islam“, ein Spiegel, in dem ich mich ja selbst mit allem was mir an mir unlieb ist spiegle, nicht mehr da („ausgespiegelt“), ist die Gefahr gebannt.

Die zweite Einspeisung wird neuerdings stärker, es ist jene, die sich religionskritisch tarnt und gelegentlich von KulturmuslimInnen kommt, die mit ihrer Religion nichts mehr gemein haben, Religion oftmals nur mehr als „Brauch“, ohne jedwede theologische Würdigungsmöglichkeit reduzieren. Dabei geht es aber nicht um einen Diskurs philosophischer Art, bei dem man versucht, voneinander und miteinander zu lernen. Hier geht

es vielmehr um ein durchsichtiges Manöver. Man wertet Islam ab, meint aber Religion an sich, um späterhin das Phänomen Religion an sich zu treffen.

Diese gar nicht kompliziert, eher einfach gestrickte, Vorurteilslage erinnert in gewissen Aspekten an eine Neuauflage des Kulturkampfes, wie er vor gut hundert Jahren herrschte. Bei dem Versuch einer Dechiffrierung der Redeweisen der Islamophobie ist die Befassung mit Kierkegaards „Der Begriff Angst“ (1983) hilfreich. Wertvolles dazu liefern auch Frank-Rieser/Mückstein und Spielhofer (2010, 110ff).

Islamophobische Redeweise ist nicht relational intendiert, d.h. beziehungslos (Buber, 1983, 18f). Hier sind sowohl Buber als auch Rothe anschlussfähig an Lévinas. Ein Vis-a-vis wahrzunehmen heißt „da“ sein. Eine relationale Sprechweise ist eine zwischenmenschliche. Das Zwischen, die Metaxis, ist genant, die gute Gestalt fehlt dieses, ist das Sprechen, wie gesagt „antlitzlos“, grundlos geworden.

8. Das horchsame Sprechen

Redeweisen sind immer eine Form von In-der-Welt-Sein (Whorf 1988). Dieses Sein birgt eine eigene Grammatik nach der das Leben dekliniert und konjugiert wird. In den Redeweisen haben Welt- wie Menschenbilder ihre Verortung. Diese Verortung ist aber nicht statisch, sondern ist eine jeweils sich provisorisch entfaltende Findung. So manche Redeweise lässt auf regressive und zunehmend erhärtete „Bilder von Welt“ schließen.

Glückt es aber mit einer respektvollen Redeweise das Vis-a-vis zu suchen (das muss nicht automatisch heißen, dass es auch schon gefunden wird), ist die dialogische Struktur von Begegnung bereits grundgelegt. Islamophobisches Reden ist weder ansprechorientiert noch antwortsuchend. Ja, mögliche Antworten sind durch fleißig gehütete und großgezogene, ja verhätschelte, Vorurteile verparkt. Das Erkunden, Entdecken, das Erschließen, das Sich-Auseinandersetzen, sind Modi geglückter Kommunikationsstrukturen. Der Gedanke einer gegenseitigen, intersubjektiven Konstitution im Sprechen meint nicht, dass ich **durch** den Anderen der bin, der ich bin. Dieser Gedanke meint, dass ich wohl vielmehr membranartig an den Anderen grenze, in meiner Einzigartigkeit aber selbständig bin, auch wenn ich in und mit dieser Selbständigkeit auf ein Du verwiesen bin (vgl. a. Buber 1983, 18f). Islamophobische Redeweise hört nicht auf (vermeintlich) Andere. Sie ist kein horchsames Tun.

Es ist auch gar nicht notwendig, das Andere in jeder Hinsicht verstehbar zu machen. Viele Aspekte des/der Anderen bleiben eben anders und wollen es auch so sein. Der Anspruch, den

Andren/die Anderen verstehen zu müssen, ist kolonialistisch. Dieser Anspruch ist eine Form von Vergegenständlichung und sperrt mein Vis-a-vis auf Dinghaftigkeit ein. Das ist nur die andere Variante von phobischem Verhalten (vgl. Frank-Rieser/Mückstein/Spielhofer, 2010, 110ff).

Nicht direkt vergleichbar, aber von der Psychodynamik her nicht unverständlich, sind gewisse „Gemeinsamkeiten“ zwischen der blinden Hochstilisierung des Islams und dem Philosemitismus. Dieses verdächtige Freundschaftsverhalten ist nur eine Variante der Ablehnung gegenüber Islam bzw. Judentum. Allemal ist der Andere/die Andere (des Glaubens, der Herkunft etc.) festgesetzt, abgestempelt, und in die Gussform von erzwungener Freundschaft (eine besonders subtile Form der Ablehnung bzw. der offenen Ablehnung, die psychodynamisch meist direkter und einfacher gestrickt ist) hineingesetzt. Beide Male haben wir es mit Verdinglichung zu tun. Das Vis-a-vis schrumpft zu einem starren, scharnierartigen Gegen-Stand, es ist kein Gegen-Über einer Fließbewegung.

19. Die Verlustanzeige

Islamophobie agiert im Feld der Erniedrigung, die primär Selbsterniedrigung ist. Wer ist diese/r Andere/r? Ist sein/ihr Sein meine Verlustanzeige? Ist er/sie nur ein Notwendiges, um mir als einem Mangelwesen behilflich sein zu können? Bin ich mir meine eigene Verlustanzeige, da ich mich als „angewiesen auf“ erfahre? Bei der islamophobischen Redeweise ist diese/r Andere/r klar definiert Nicht-Ich. Es gibt ja manche, die ihre christliche Identität daraus schöpfen, „nicht wie die da“ zu sein. Das heißt sie entdecken ihr Christentum nur über die Ablehnung des Islams. Das ist keine Bestimmung aus der Sache heraus (keine intrinsische), sondern nur eine Bekenntnis „in Ablehnung von“. Die Islamophobie zeigt auch ein völlig unkritisches Verhältnis zur vorseheinlich christlich postulierten Religion, ein Verhältnis das zeigt, dass zur Aufrechterhaltung einer Lüge, alles (und demnach auch die Religion) eingespannt wird.

Es gibt auch die Variante, dass mit der Ablehnung des Islams eigentlich alle Religionen gemeint sind, bei uns vor allem das Christentum. Hier benützt man lediglich eine Ablehnung um eine Ablehnung zu besetzen, die man sich nicht recht getraut zu sagen. So gibt es also eine kuriose Form der Islamophobie, jene, die sich erwähnter Redeweisen bedient, aber den Islam gar nicht meint.

Islamophobie bedient sich oft des Versatzstückes „Terrorismus“. Übersehen wird dabei, dass es Fundamentalismen überall gibt und der größte Fundamentalismus unsere bestehende Weltwirtschaftsordnung ist. Der Fundamentalismus, wie ihn der Westen, vor allem auf den Islam hin kurz schließt („Alles Islamisten!“) zeigt lediglich, wie sehr Fundamente des Glaubens verraten wurden. Fundamentalisten haben keine Fundamente – weder religiöse noch menschliche. Darum sind sich politische und religiöse Fundamentalisten so ähnlich. Das betrifft links- wie rechtsfaschistische Irrläufer oder eben auch „religiös“ Fanatisierte. Religion wird missbraucht, sie wird im Munde geführt, um glaubhaft zu machen, hier wäre ein religiöser Wert verteidigt.

Wenn der/die Andere nur ein Kompensationsposten zur Identitätsstabilisierung ist, grenzt dies an Solipsismus. Auch Aggression ist paradoxerweise eine Form von Selbstverliebtheit. Die islamophobische Vorurteilsszenarie rangiert inmitten eines florierenden mit neuesten Artikeln aufgefüllten Marktes politischer Eitelkeiten – ein Markt von Selbstbespiegelung (wobei die Erkenntnis dieser Selbsttäuschung weit weg ist und sehr bemüht „außen vor“ gehalten wird).

10. Zu kurz gekommen – Von der angustia

Besonders anfällig für islamophobische Redeweisen sind Menschen, die sich von der Psychodynamik her stets als „Die-Zu-Kurz-Gekommenen“ empfinden. Die Ansprechpartner sind ängstliche, wütende, sehnsuchtsaggressive Menschen, die, wie jeder Mensch auch, eine Paradiesespforte suchen. Vorurteile sind ihnen Entlastung. Sie spüren dadurch den Druck ihres Erniedrigtseins nicht mehr so stark, können sie doch den Druck an Randständige weitergeben. Das Lebendigsein resultiert auch, nicht zu übersehen, aus der Heftigkeit von Zorn. Darum ist die konjunkturelle Vorurteilswetterlage so stabil. Ändern sich die Umstände ist stets ein neuer Feind vorhanden. Momentan ist das Thema „Islam“ Spitzenreiter.

Die Innensicht, die Sicht von sich (wer immer da wen ansieht...), ist „leer“, wengleich überfüllt. Übervoll von der „Fülle“ an Ablehnung. Die Ablehnung seiner-selbst durch sich ist jene leere Stelle, die unter größtem Aufwand ausgeblendet bleibt. Die ganze Energie fließt in die Aufrechterhaltung eines islamophoben Bildes. Die Stabilität dieser Vorurteilsstruktur gewinnt ihre Stärke aus der Angst vor einer authentischen Selbsteinsicht. Ein Anderssein wird prinzipiell in das Fremdsein gedreht, dann ist der Andere die Andere fixiert und in eine Passform gebracht, die meine Ablehnung legitimiert. „Die sind ja so“ - und nicht anders!“ Der/ die Andere/r kommt als Eigenwesen nicht in Betrachtung.

Islamophobe leben von der „Brauchbarkeit des Anderen“, denn diese Brauchbarkeit ist sinnstiftend. Das Vorurteil plombiert das Loch in ihrem Leben. Die Anerkennung ist gebrochen: zu sich und zu anderen. Das Lebensbild, Menschen- wie Weltbild umfassend, ist fraktal. Der Schmerzaufwand mit dieser uneingestandenem Trauer umzugehen verlangt nach Narkose. In diesem Sinne „beruhigt“ eine Gegnerschaft zum Islam. Dem Ich ging ureigentlich sein Du verloren.

Den Anderen anerkennen: Das heißt aus dieser Sichtweise die Aufgabe des eigenen Absolutheitsanspruches. Das absolut-gesetzte Subjekt bedeutet bei Jessica Benjamin, so referiert es Rothe, eine Verneinung der Souveränität des Anderen.

Hinter der Islamophobie steht ein unbändiger Stolz (der immer auch eine übermäßig große Angst beinhaltet), nämlich der, Anerkennung nur von seinesgleichen empfangen zu können und Anerkennung nur an seinesgleichen geben zu können. Ein Erkennen der Abhängigkeit an Anerkennung gebunden zu sein, wie ein Ertrinkender an den berühmten Strohalm, ist zu schmerzlich und wird auch prima vista erfolgreich verdrängt. Die missliche Redeweise gegenüber AnhängerInnen des Islams überspielt solche Abhängigkeiten, weil die Ablehnung einen permanenter Ersatz zur Anerkennung darstellt. Der Grad der Ablehnung ist der Grad der Suche nach Anerkennung. Islamophobie scheint da auszugleichen. Und: Etwas will doch gelingen dürfen in meinem Leben. Dann ist es eben der Hass. Die Fülle an Hass und Groll (den Anderen, vor allem aber sich selbst gegenüber, ist die Kippvariante der Fülle an Lebendigkeit, an Zustrom von Gespür am Leben zu sein. Ich muss lebendig sein, um Anderen das Recht mit ihrer Religion zu leben, absprechen zu können. In Abwandlung von Carusos „Noch leide ich, noch lebe ich!“ könnte gesagt sein, „Noch attackiere ich, noch lebe ich“. Groll und Hass, wie sie sich in der Islamophobie zeigen, sind in diesem Sinne Lebenszeichen am falschen Ort. Groll ist nicht nur Angst vor dem Leben, er ist schlicht und einfach Angst zu leben.

11. Wenn die Grenze durchlässig wird...

Aber die Dynamik an Sehnsucht ist trotzdem nicht zu übersehen, nur mischt sie sich in Formulierungen, die eine Hoffnung, sich liebend zu verhalten, nicht mehr agieren kann. Aus dieser Schwäche heraus erwächst eine „Stärke“, die „Stärke“ der Ablehnung des Islams. Dann ist kurioserweise u. U. auch jene Identität bedroht an die sich der/die VorurteilsträgerIn ja gar nicht hält, z.B. ChristIn zu sein. Diese Identität wird nicht gelebt, ist aber aktualisiert, wenn es

plötzlich gegen den Islam geht (ansonsten die Kirche beispielsweise vorwiegend von Außen kennt).

Was macht MuslimInnen für islamophobe Menschen so gefährlich? Wenn der Andere/die Andere wirklich ist, wirklich Muslim/a ist, dann müsste ich ja auch wirklich sein. Aber was hieße das? Das hieße etwas anerkennen, was mich nicht in die „splendid isolation“ führt, was mir mich zurückgibt. Anna Migutsch: „Wenn die Grenze zwischen dem Ich und dem Anderen durchlässig wird, kann sie die Schwelle sein, an der Menschen einander begegnen“ (in: Fellinger 2011, 4). Erst im Sozialen wird das Einmalige des Menschen (be-)gründbar. Islamophobie ist wie das Entrée „es nicht tun zu müssen“.

12. Kommunikativer Infarkt?

Ist wirkliches Interesse da, waltet „Zwischen- sein“. Hier sind wir an Lévinas Beitrag zu Buber und Gabriel Marcel erinnert (1983, 322). Die islamophobische Redeweise versperrt, die sozialen Umstände des Gewordenseins in aktives helles Wachsamsein über Gewordensein (von mir und dem Vis-a-vis) mit-einzubeziehen, sperrt das Vis-a-vis, aber auch den/die Vorurteilsträger/in aus. Wer ausgrenzt, ist immer selbst ausgegrenzt. Im Kern bedeutet Dialog auch, sich selbst zeigen und bezeugen, bedeutet, sich dabei auch aussetzen lassen. Genau das will die vorurteilstragende Person nicht, denn dies setzte die Anerkennung der Souveränität des Vis-a-vis voraus, demnach auch die Anerkennung der meinen. Es ist genau die Angst vor dem Kommunikationsabbruch der motivleitend dafür ist, dass Vorurteile entstehen. So überrascht es auch nicht, dass die tiefstliegenden Spuren von hasserfülltem Sprechen auf Kommunikations(ab)brüche rückverweisen können. Der Schmerz darob mag so groß gewesen sein, dass eine Sperrmauer errichtet wurde um nur ja nicht mehr verletztlich werden zu können. Die Negierung des Anderen/ der Anderen (das Abhängigsein von diesem/dieser Anderen, als einem Nichtich und paradoxerweise doch Mir- Gegenüberstehenden), scheint aus dieser Haltung heraus geradezu überlebensnotwendig. Ich schöpfe mich aus Groll und erschöpfe mich dabei. Ich zehre die Lebenskraft vom Groll her und verzehre mich dabei. Dieses Verzehren betrifft primär die psychische Ebene, wengleich die körperliche Ebene mit-betroffen ist. Islamophobie ist, analog zu Ivan Illichs Philosophie, eine Form des „kommunikativen Infarktes“. Islamophobische Redeweise ist nur unilateral angelegt und als solche birgt sie ein destruktives Element. Islamophobische Redeweise deutet auf einen Menschen, der sich sein dringendes Angewiesensein nicht so recht eingestehen will.

13. Der Mensch muss zwar werden...

Das Vis-a-vis ist in der Islamophobie nur gebraucht und ist darin missbräuchlich verwendet, ist als billige Postablage meine Vorurteile verwendet. Menschliche Qualitäten sind diesem Irgendetwas, das einer anderen Religion, einer anderen Kultur, einer anderen Sprachgruppe etc. angehört, erst gar nicht zugesprochen (in diesem Sinne auch gar nicht erst absprechensnotwendig). Zwischen dem/der islamophobisch Sprechenden und dem Vis-a-vis liegt eine definitionsmächtig taxierte Unterschiedlichkeit. Das Vis-a-vis ist der Kommunikation nicht mehr wert. Ein „Wachstum zur Liebe“ (Caruso 2001, 213ff) ist denk- und handlungsunmöglich, ein Wachstum wie es z. B. in den Fünf Säulen des Islam verheißungsvoll angemutet ist.

14. Solidarität versus psychische Verarmung

Der dialogbereite Mensch promoviert ein befreites Subjekt, das um Liebesfähigkeit wie um Verletzlichkeit weiß. Der Mangel an Solidarität ist ein Mangel an Solidarität zu sich. Die psychische Verarmung droht. (Ich verweise auf Englerts [Hg.]: „Die Verarmung der Psyche“, 1979). Sie heißt Vereinsamung. Das ist der traurige Zielort jeder feindlichen, verbogenen, die Ehre abschneidenden Redeweise. Psychische Reifung ist auf eine relationale Redeweise angewiesen. Wird dieses Moment verfehlt, wird das Leben schnell einmal zu Extremen hin verlagert. Das Kommunikationsverständnis ist primär ein Sozialitätsverständnis. Es sind die Menschen- und Weltbilder, die das Verständnis von „In-Kommunikation-SEIN“ gestalten. Islamophobie ist eine Resultante dieser Bilder und des Gewordenseins des Senders von Vorurteilen. Die Redeweise entspricht genau dem nicht, was dem Urgrund von Kommunikation zu Grunde liegt, nämlich Gemeinschaft. Ist die Redeweise von der Verantwortung zu dieser entlassen, kippt sie nur zu schnell in die Feindseligkeit. Die Souveränität des Andersgläubigen, des Andersdenkenden, ist außerhalb des Radius jemandem Achtung überhaupt zuzusprechen. (Vgl. Rothe/Sbandi)

Islamophobie signalisiert das, was Ivan Illich einen kommunikativen Infarkt nannte. Er ist eine Vernichtung der Kommunikation. Der Zusammenbruch von Dialog ist ein „Entwerden“. In Sprachgewalttätigkeit „entwird“ der Mensch (der Bogen reicht von Islamophobie über Antisemitismus bis hin zu Mobbing). Der Dialog, als oft ohnmächtiger Schritt gegen die Manifestationen von Gewalt positioniert, ist ein wichtiger Symbolschritt „zu werden“, so wie es Caruso, obzitiert, nannte: „Der Mensch muß zwar werden, aber das, *was er ist*“ (1972, 75).

Das bewusst gewordene Wesen vermag in der Kommunikation sich in ein Ganzes einzubetten. Jeder fanatisierten und fanatisierbaren Redeweise ist jenes Moment, das um

den Responscharakter der Redeweise weiß, verloren gegangen. Eine Redeweise, wie die islamophobische, die das tut, liegt außerhalb einer Answerterwartung. Eine Redeweise, die nicht antwortwartend ist, bleibt unverantwortet.

15. Zuhause im Wort?

„Wenn wir unser Selbst wahren, kann nichts uns enteignen“, schreibt Buber in der „Jüdischen Rundschau“ 1933 (in: Wehr, 1991, 36) seinen bedrängten MitbürgerInnen, ehe sich der Schlund über Europa auftat und plädiert für „eine neue Rangordnung der persönlich existentiellen Werte“: „Wenn wir unser Selbst wahren, kann nichts uns enteignen. Wenn wir unserer Berufung treu sind, kann nichts uns entrechten. Wenn wir mit Ursprung und Ziel verbunden bleiben, kann nichts uns entwurzeln, und keine Gewalt der Welt vermag den zu knechten, der in der echten Dienstbarkeit die echte Seelenfreiheit gewonnen hat“ (in: Wehr, ebd.). Sicher, Buber hatte den Antisemitismus vor Augen. Doch dürfen wir nicht übersehen, dass unter dem Gesichtspunkt der Psychodynamik betrachtet, beide Tendenzen, so unterschiedlich sie politisch eingespeist sind, doch auch eine erschütternde Ähnlichkeit haben. Sie liegt nicht zuletzt im Sprachzerfall hin zu einer Plakat- und Propagandasprache, wie sie für Hetzschriften so typisch ist, hin zur Verblendung mit Sprachgewalttätigkeit. Andere definitionsmächtig-herrschaftlich an den Rand zu drängen, mit Sprache zuzuschütten, zu meinen, dass das Plattfahren Substanz habe. Nicht das Unbill, das den Opfern von eben diesem Groll widerfährt, ist die zentrale Frage, sondern die Frage „wie sie sich dazu verhalten“. Mit Opfer meinte Buber damals Juden. Doch die Kernaussage lässt sich auch auf alle Menschen hin erweitern, die Opfer religiöser und anderer Vorurteile sind.

Mit Ebner („Das Wort und die geistigen Realitäten“, 1980 [1919]), Buber („Ich und Du“, 1983 [1923]), Whorf („Sprache – Denken – Wirklichkeit“, 1988 [1941]) und Freire („Pädagogik der Unterdrückten“, 1973) können wir zu einer dialogpädagogische Grundlegung der tieferen Bedeutung von Wort gelangen. Dem dialogischen Menschen ist das Wort wie Nahrung, wie ein Laib Brot. Die Exilliteratur, allermeist politisch, aber auch nicht selten religiös motiviert, ist der Versuch das Vokabel Wort werden zu lassen, dies in dem Maße als das Wort bestehen darf vor der Sehnsucht wahrhaftig zu sein. Dies erinnert an die seelische Topographie von Kindheit, dem großen Sehnsuchtsland. Islamophobische Redeweise, als Variante von Groll dem Leben gegenüber, freilich im Netz der Kaschierung von und der Leugnung des Destructiven an sich und Anderen, ist Verrat an

„Kindland“. Die Unerreichbarkeit dieses tiefstliegenden seelischen Territoriums macht wütend (was sich in verlauteter Häme, in Sarkasmen etc. entladen kann). Wenn das wichtigste Vitamine des Lebens, Vertrauen, nicht grundgelegt werden konnte, kann auch das nicht erwachsen, was das Wohnungnehmen in der Geborgenheit von Sprache genannt sein könnte.

Leben und Wort wollen nicht dividiert sein. Der Groll hingegen ist allemal thanatoid todesorientiert in der tödlichen Form (s.a. Fromm, „Sigmund Freuds Psychoanalyse“, GA VIII, 338 - 357). Das Kindland zeigt auf Hoffnung, auch wenn es dazwischen Höllenfahrten gegeben haben mag. Leben und Wort wollen beisammen bleiben, sonst ist ihnen die Entfaltung des „to be“ genommen (vgl. a. Fromm, „Haben oder Sein“, GA II, 287, 290ff, 332f). Aus der thanatoiden Sprechweise kommt keine lebensspendende Frucht. Fleißig nachadjustierte und nachpolierte Redescharniere sind die Folge. Möge es auch Islamophoben beschieden sein, einmal zu einer Pädagogik der Befreiung (Freire, 1973) mutieren zu können. Möge sein dürfen, was Rose Ausländer (in: Rychlo, URL), wie symbolisch doch dieser Name, an schweres Schicksal geknüpft, formulierte: „Ich lebe in meinem Mutterland Wort“.

Man mag es ihnen glauben den Dichtern im Exil, wenn ihnen das Wort so etwas wie Heimat ist. Sucht denn der/die Islamophobe im Sprachgebrauch nicht auch so etwas wie Heimat? Am falschen Ort und mit dem verfälschten Wort? Die Suchbewegung ist auch hier nicht zu übersehen, auch wenn wir uns wundern an was für trostlosen Orten dieses Suchen erfolgt.

Möge aus der Zumutung eine Anmutung werden dürfen. Heimat im Anerkennen jener finden zu können, die die Einladung zu einem respektvollen Umgang ebenfalls mit mir teilen. Dann könnte das schwäbische Sprichwort vom Anfang neu gelesen sein: „Selig sind, die Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen!“ Warum?

„weil
das Wort Welle ist

weil
du Wort und Welle bist

weil
wir strömen

weil
wir manchmal
zusammenströmen“

(Rose Ausländer, zit. in Petro Rychlo 2002 S. 196)

Literatur:

- Ausländer, Rose (2001). Gedichte, Frankfurt/M. („Mein Atem“, 343).
- Rose Ausländer (2002). Aus dem Gedicht „Weil“ in: Rychlo, Peter (2002). Die verlorene Harfe. Eine Anthologie deutschsprachiger Lyrik aus der Bukowina, Cernivci (Soloti Litabri), S.196.
- Buber, Martin (1982 [1942]). Das Problem des Menschen, Heidelberg.
- Buber, Martin (1986 [1960]). Begegnung. Autobiographische Fragmente, Heidelberg.
- Buber, Martin (1983 [1923]). Ich und Du, Heidelberg.
- Caruso, Igor (1972). Soziale Aspekte der Psychoanalyse, Reinbek.
- Caruso, Igor (2001). Die Trennung der Liebenden. Eine Phänomenologie des Todes, Wien.
- Ebner, Ferdinand (1980 [1919]). Das Wort und die geistigen Realitäten. Pneumatologische Fragmente, Frankfurt/M.
- Englert, Ewald (Hg.) (1979). Die Verarmung der Psyche, Frankfurt/M. et. al.
- Fellinger, Matthäus (2011). Das Leben sollte doch für alle erfreulich sein. 13. Ökumenische Sommerakademie über den Umgang mit dem Fremden und den Fremden, in: Tiroler Sonntag (Innsbruck) Nr. 29, 24. Juli 2011 (4-5).
- Frank-Rieser, Edith/Mückstein, Eva/Spielhofer, Hermann (2010). Islamophobie – Reale und irrealen Angstkonstruktionen als private bzw. nationale Mythenbildungen. Erklärungsansätze aus ps(corr. PS)ychodynamischer Sicht, in: Farid Hafez (Hg.): Jahrbuch für Islamophobieforschung 2010. Deutschland – Österreich – Schweiz, Innsbruck et. al.
- Freire, Paulo (1973). Pädagogik der Unterdrückten, Reinbek.
- Fromm, Erich (1980 [1976]). Haben oder Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft, in: Fromm, Erich: Gesamtausgabe. Band II (Analytische Charaktertheorie), Stuttgart (269 – 414).

Fromm, Erich (1980a [1968]). Die Revolution der Hoffnung. Für eine Humanisierung der Technik in: Fromm, Erich: Gesamtausgabe. Band IV (Gesellschaftstheorie), Stuttgart (255 – 377).

Fromm, Erich (1981 [1979]). Sigmund Freuds Psychoanalyse – Größe und Grenzen, in: Fromm, Erich: Gesamtausgabe. Band VIII (Psychoanalyse), Stuttgart (259 - 362).

Illich, Ivan: (1975[1973]) Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, Reinbek.

Kierkegaard, Sören (1983 [1844]). Der Begriff Angst. Vorworte, Köln.

Lévinas, Emmanuel (1983). Martin Buber, Gabriel Marcel und die Philosophie, in: Bloch, Johann/Gordon, Haim (Hg.): Martin Buber. Bilanz seines Denkens. Freiburg et. al. (319 - 337).

Lohlker, Rüdinger (2007). Islamophobie, Integration Fokus. <http://www.dai.or.at>.

Marcuse, Herbert (1989 [1967]). Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft, Darmstadt.

Rothe, Friederike (2006). Zwischenmenschliche Kommunikation. Eine interdisziplinäre Grundlegung, Wiesbaden.

Rothe, Friederike/Sbandi, Pio (2002). Kommunikation als Ausdruck zwischenmenschlicher Bezogenheit. Integrative Therapie 28, 154-170.

Rychlo, Peter (2002). Rose Ausländers Leben und Dichtung. „Ein denkendes Herz, das singt“ http://www.literaturepochen.at/exil/lecture_5051_10.html, abger. 11.03.2012.

Wehr, Gerhard (1991). Martin Buber. Leben Werk Wirkung, Zürich .

Whorf, Benjamin Lee (1988; [1941]). Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek.